

Martin Laube, Theologische Selbstklärung im Angesicht des Historismus  
Überlegungen zur theologischen Funktion der Frage nach dem historischen Jesus, in : KuD 54  
(2008) 114-137

Die Debatte um den historischen Jesus des 20. Jahrhunderts lässt sich entschlüsseln als eine implizite Auseinandersetzung um das Selbstverständnis der Theologie angesichts der Herausforderung durch den modernen Historismus. Im Medium der Frage nach dem historischen Jesus geht es stets zugleich um die Frage der Theologie nach sich selbst.

Im Hintergrund steht die epochale Entscheidung der dialektischen Theologie, der Krise des Historismus durch einen dezidierten Ausstieg aus der Geschichte zu begegnen. Exemplarisch durchgeführt wird diese Entscheidung von Rudolf Bultmann auf dem Wege einer theologischen Delegitimation der historischen Jesusfrage. In der Folge jedoch verstärken sich dadurch die seit der Neuzeit virulenten zentrifugalen Tendenzen innerhalb der Theologie: Historische und systematische Disziplinen treten zunehmend auseinander.

So gesehen scheint die Wiederaufnahme der Frage nach dem historischen Jesus zu Beginn der 50er Jahre als Versuch, mit der Rückgewinnung der theologischen Dimension des Historischen zugleich das Verhältnis von historischer und systematischer Theologie neu zu bestimmen. In diesem Sinne bemüht sich vor allem Gerhard Ebeling darum, den historischen Jesus als „Kriterium der Christologie“ zu etablieren und so einen Beitrag zur Überwindung des neuzeitlichen Zwiespaltes zwischen Historischem und Dogmatischem zu leisten. In den 80er Jahren schlägt das Pendel zur anderen Seite hin aus: Unter erklärtem Verzicht auf alle theologischen Erwägungen beschränkt sich die „Third Quest“ allein auf die historische Dimension der Jesusfrage. Hier ist es neben Gerd Theißen vor allem Jens Schröter, der gegenläufig dazu die Frage nach dem historischen Jesus auf ihre theologische Bedeutung hin durchsichtig macht und erneut historisches und theologisches Interesse miteinander ins Verhältnis zu setzen sucht.

Allerdings hat sich ergeben, dass beide – Ebeling sowie Schröter – ihre Hinwendung zur Geschichte mit einer tiefgreifenden Korrektur des historischen Geschichtsbegriffes verknüpfen. Das Syndrom der Historismuskrise wird programmatisch entschärft, um im Gegenzug an einem normativ-verbindlichen Gestaltungsanspruch theologischen Arbeitens festhalten zu können. Ebelings Umstellung von Historismus auf Hermeneutik steht im Dienste des Interesses, die Theologie als Therapeutikum des Wortgeschehens mit der Funktion normativer Entproblematierung auszustatten. Entsprechend beruft sich Schröter auf die narrative Struktur historischer Erkenntnis, um der historischen Aufgabe ‚vergegenwärtigender Erinnerung‘ einen Anspruch auf sinnorientierende Verbindlichkeit zuschreiben zu können. Damit lässt sich aber die Schlussfolgerung nicht umgehen, dass beide Ansätze in dem Bemühen, die Theologie für die Dimension des Historischen zu öffnen, zugleich das Ziel verfolgen, eine den Herausforderungen des Historismus gewachsene Umbildung der Theologie letztlich zu vermeiden. Dem historischen Wissenschaftverständnis von Max Weber ist damit sowohl von Ebeling als auch von Schröter eine klare Absage erteilt: Die Theologie hat es nicht mit reproblematisierender Reflexivität zu tun, sondern steht im Zeichen entproblematizierender Normativität.

Aus diesem Grund könnte es dienlich sein, einmal umgekehrt anzusetzen und die geforderte Umbildung der Theologie näher in Augenschein zu nehmen. Damit ist es aber allein nicht getan: Indem nämlich Weber an die Stelle der normativen Entproblematierung des Historischen eine historische Reproblematisierung des Normativen setzt, verfestigt er die Unterscheidung beider Perspektiven zu einer strikten Alternative. Es muss aber auch die Frage nach dem systematischen Interesse der historischen Kritik gestellt werden. Das wiederum bedeutet eine Überwindung des Historismus. Die Selbsthistorisierung des historischen Bewusstseins impliziert nämlich gerade dessen reflexive Selbstaufklärung. Die Folge ist ein Theorieverständnis, das Kritik und Konstruktion nicht gegenseitig ausspielt, sondern die beiden Pole eines wechselseitigen Bedingungsverhältnisses in Anschlag bringt.

Für die Theologie ergibt sich daraus die Aufgabe, die von Troelsch proklamierte Umstellung von der dogmatischen auf die historische Methode konsequent aufzunehmen und fortzuführen.

Geschichte durch Geschichte zu überwinden hieße dann: zum bloß Historischen gewordene ‚Prinzipien‘ durch Historisierung überwinden, wie abstrakt gewordene ‚Prinzipien‘ durch Historisierung überwinden. Die Pointe der historischen Methode läge dann in der Einsicht in das zirkuläre Wechselverhältnis von historischer Kritik und systematischer Konstruktion. Die Aufgabe lautete nun, die historische Kritik selbst auf ihr theologisches Geltungsinteresse hin durchsichtig zu machen. Die Frage nach dem historischen Jesus verdankt sich in ihrer kritischen Stoßrichtung gegen die dogmatische Lehrbildung nämlich gerade selbst einem konstruktiven theologischen Interesse. Es sind nämlich auch die Fragen und Aporien, die als produktive Elemente in die Tradition protestantischer Theologie eingehen. Es ist das historische Denken von seinem Ursprung her der Freiheitsspielraum der Theologie, in dem die neuzeitliche Autonomie in ihrem eigenen wissenschaftlichen Zusammenhang sich hat etablieren können. Die theologische Funktion der Frage nach dem historischen Jesus läuft schließlich darauf hinaus, die Theologie dauerhaft dazu anzuhalten, sich über den Ort und die Reichweite des eigenen Tuns Rechenschaft abzulegen. In diesem Sinne ist sie ebenso unabschließbar wie zugleich – eben darin – unverzichtbar.